



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus Venezuela. 1. : Von La Guaira nach Caracas.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tag zu legen, dessen Unterthan gern mit einigen Körben Wein und Früchten beschenken wollte, die sie ihn als einen kleinen Zoll ihrer Ehrfurcht anzunehmen dringend baten“ (2, 21).

Bilder aus Venezuela.

Von La Guaira nach Caracas.

Hoch und steil erhebt sich aus den Fluten der blauen caraibischen See der Theil der Nordküste des südamerikanischen Continents, der sich von Puerto Cabello östlich bis zum Cap Codera hin erstreckt. Zwar erreichen ihre Gipfel, die Sella de Caracas (8100 F.) und der Naiguata (8500 F.), nicht die Schneegrenze, aber doch schauen sie, stolz und mächtig, weit hinaus dem Schiffer entgegen, fest gegründet in ihrem Fundament, das die andringenden Meereswogen umbranden, und in der Klarheit tropischer Atmosphäre scheint dem Auge fernhin nach links und rechts der imposante Gebirgszug ins Unendliche sich zu verlieren. Sanfte Winde bestreichen diese Küste; wenn nicht mehrtägige lästige Windstille den Lauf der Schiffe aufhält, werden sie sicher und mäßig schnell ihrem Ziel entgegengeführt. Stürme sind eine große Seltenheit, wol aber tobt und wüthet die Brandung, wenn als Nachwirkung eines Antillensturmes die aufgeregten Wogen ihren Lauf Hunderte von Meilen fortsetzen, bis sie an den unbeugsamen Bergen trogigen Widerstand finden. Dann spricht man in La Guaira von hoher See und manches Schiff dieser Rhede, dessen Ankerketten brachen, ist vom empörten Element gegen die Felsen geschleudert worden. Doch selbst bei sanfter Brise ist die Brandung immer stark genug, daß sie überwältigend auf die Sinne wirkt. Fast übertaubt ihr Brausen und Toben die menschliche Stimme und weckt den nächtlichen Schläfer; staunend horcht selbst auf Höhen von mehr denn 4000 F. der Bergbewohner ihrem dumpfen Gebrüll und auf den höchsten Gipfeln kündigt der schaumige Rand dem weit umherschauenden Auge ihre unbefiegate Gewalt. In stetem Kampf mit dem festen Lande hat sie sich im Lauf der Jahrhunderte die Küste entlang liebliche Buchten ausgespült, die mit gering hervortretenden Landspitzen abwechseln und oft bleibt zwischen Felsen und Meer nur ein schmaler Steig für den Fußtritt des Menschen.

Für volkreiche umfassende Städte bietet diese Küste keinen Raum. An

einzelnen zwischen Gebirg und See mächtig sich erhebenden Stellen trifft man Städtchen und Dörfer, über deren Hütten hoch und lustig die Cocospalme rauscht, oder ganze Palmenwälder heben sich aus dem sandigen Boden, lieblich abwechselnd mit der melancholischen Cacaopflanzung; an andern Orten, wo der Boden allmählig steigt oder eine Bergvertiefung Anbau ermbglicht, ist terrassenartig eine Stadt entstanden. Dahin gehört La Guaira, der wegen Nähe der Hauptstadt bedeutendste Hafen der Küste und Venezuelas überhaupt. Indesß ist er nur eine offne Rhede. In ziemlicher Entfernung vom Strande müssen die Schiffe ankern und bleiben ein Spielball der schwankenden Wogen, daher das Löschen sowol wie das Befrachten viel Mühe und Zeitverlust bereitet.

La Guaira ist ein Städtchen von 4—5000 Einwohnern. Von der See aus bietet es einen freundlichen Anblick. Die niedrigen Häuser sind hellgetüncht, zum Theil an die Felsenrücken angebaut und erscheinen mit dem Hintergrund der majestätischen Bergkette ganz winzig. Die Mitte der langgestreckten Stadt bildet eine wenig vorspringende Landspitze, deren aufsteigender Boden mit unregelmäßigen Häusermassen besäet ist. Zwei Flügel erstrecken sich vom schattigen Marktplatz rechts und links in frummer Linie die Buchten entlang; ein dritter aufwärts in die Bergvertiefung hin, wo in enger Schlucht zwischen schroffen Felswänden ein Gebirgsbach sein tiefes Bett gegraben. Steinerner Geländer fassen es ein und die nach hinten allmählig sich zusammenschließenden beiden Häuserreihen verbinden massive Brücken. Eine Hafenanlage mit wenigen Geschützen zieht sich bogenförmig um die Landspitze herum bis in die Nähe des geräumigen Zollhauses. Hoch und schmuck zeigt dieses freundlich mahnend dem Schiffer seine hellgetünchte Vorderseite und öffnet das weite Thor nach der Straße, welche von der nahen Landungsbrücke aufwärts führt. Letztere, auf eingerammten Pfählen ruhend, geht ein Stück in die See. Ein künstlicher Steinwall davor, an dem die Wogen schäumend sich brechen, schützen sie vor der drohenden Brandung.

Hier betritt der Ankömmling mit kühnem Sprung aus dem heftig schaukelnden Schiffsboot den langvermißten festen Boden. Noch unter den Eindrücken des unstillen Elementes, dem er sich nur durch eine immerhin beschwerliche und fast riskante Ausschiffung entwunden hat, entbehrt er der innern Ruhe, um sofort das mannigfaltige neue Leben, das ihn umgibt, zu erfassen. Unter dem Losen der Brandung und der Glut der tropischen Sonne sind kräftige Negergestalten, halb nackt, beschäftigt, die auf dem Land liegenden Kaffeesäcke in das Boot zu befördern; gemüthlich fluchend und Schwänke reißend langen sie sich gegenseitig die Lasten zu; zwei andere nehmen mit herkulischer Kraft eine 4—5 Centner schwere Kiste auf ihre Schultern und tragen sie schweißtriefend nach dem Zollhaus. Beamte und Commis reden und laufen

dazwischen; braune Jungen springen nackt im Wasser herum, andre schieben mit einer rücklaufenden Welle ihr Canoe vom Sande ins Wasser, in einem Nu sitzen sie drin, lassen sich von der Welle fort- und wieder zurücktreiben und wiederholen dasselbe in unermüdlicher Heiterkeit. Links in dem Schatten niedriger Palmen verzehrt ein anderer in Ruhe eine Ananas, die er von der Hökerin unter dem Zelte erhandelt, nahebei fühlen sich Leute aller Farben unter einem bedeckten Gange, und rings umher füllen unangenehme Düste von getrockneten Fischen und Rindshäuten die ohnedies schwüle Atmosphäre. Weiterhin liegt ein langes Fischerboot auf dem Sand, eine Beute herrlicher Seefische bringen mehre Mulattenjungen in Gefäße, ein Alter mit breitkrämpigem Hut, kurzen weiten Unterhosen und Hemd darüber trägt mehre Fische an einem Stabe über die Schulter gehängt hinweg, neben ihm tragt im bloßen Hemd, einen Kübel auf dem Kopf, ein kleiner Zambo, dessen schmutzig dunkle Farbe und kurzes krauses Haar den in der Kreuzung dem Indianer überlegenen Neger verräth, und die Uebrigen richten die Nege wieder ins Zeug. — Das fortwährende Tosen der Brandung bildet gewissermaßen den Grundton des durcheinanderklingenden vielstimmigen Lärmes; das reiche Gebardenspiel des Negers und die gemächliche Geschäftigkeit der Arbeitenden erhöhen das Eigenthümliche des Eindruckes. Es bleibt selbst dem Eingebürgerten von Interesse, unter dem Schatten des Breterganges diesem Treiben zuzusehen.

So anmuthig das an die Felsen angelehnte kleine La Guaira von der See sich ausnimmt, so verschwindet doch jede Illusion in der Stadt selbst. Die meisten Straßen sind krumm, eng und bergig, das Pflaster schlecht. Die meisten Häuser haben bloß Parterres, sonst sind sie einstöckig, mit Balcon; die hohen Gitterfenster reichen bis unter das Dach. Die untern Straßen bestehen fast nur aus Kaufläden, Werkstätten, Lagerhäusern, Comptoirs. Hier drängt sich das geschäftliche Leben auf einen engen Raum zusammen — eine große Unnehmlichkeit bei der furchtbaren Hitze. Durch die offene hohe Thür sieht man Kisten und Waaren bis in die Tiefe hinter aufgeschichtet, dazwischen oder vorn steht das Schreibpult; in Hemdärmeln arbeitet man und geht auch so über die Straße. Das Leben ist sehr ungenirt. Die Weißen sind größtentheils Fremde, meist Deutsche, dann Engländer, Franzosen zc.; die Farbigen theils Eingeborne, theils Eingewanderte von den benachbarten Inseln. Das Geschäftsleben beginnt 6 Uhr; 9 $\frac{1}{2}$ Uhr folgt Gabelfrühstück bis gegen 11 Uhr, Schluß des Comptoirs 4 Uhr; Bad, Toilette; zur Tafel 5 Uhr; darauf Spazierritt oder — Gang am Meeresgestade. Die Langweile des Abends sucht man durch geselliges Zusammensein, Musik, Kartenspiel zu vertreiben. Wer nicht eignen Hausstand hat, frühstückt und ißt in der Posada; in einem langen lustigen Saal eine Treppe hoch sind Gerichte im Ueberfluß aufgetischt, nach

Belieben langt man zu; nach Tisch geht man gern auf den der See zugekehrten Balcon, und späht durch ein gutes Fernrohr nach ankommenden Schiffen. Der Opulenz der Speisen entsprechend zahlt man für Kaffee, Frühstück und Mittag nicht weniger als 30 Thaler monatlich. Die fremden Handlungsdienere miethen sich meist zu dritt oder viert ein Häuschen mit drei bis vier Gemächern. Im Salon werden Hängematten ausgespannt, Schaukelstühle stehen umher, jeder hat seine kleine Bibliothek, Piano oder Guitarre fehlt selten. Verschiedene artige Landsleute sprechen englisch. Abends oder Sonntags besucht man sich gegenseitig; das Erste, was dem Eintretenden angeboten wird, ist ein Glas Brandy und Wasser, ersterer fehlt in keiner Haushaltung. Die Meisten sind Theilhaber des Clubs. Dieser besteht für alle Nationen, hat ein geräumiges Local und Buffet, Billard, Lesezimmer mit Bibliothek und allerhand europäischen Zeitungen, die die allvierzehntägige Post bringt.

Die Deutschen und Engländer bilden weitaus die Mehrzahl der Kaufleute. Die bedeutendsten Häuser gehören ihnen. Sie unterhalten die Postverbindung mit Europa, welche durch einen eleganten Schnellsegler von St. Thomas aus, wo die englisch-westindischen Dampfboote landen, bewerkstelligt wird. Auch haben mehre Häuser, da die Nationalschiffahrt höchst unbedeutend ist, eine Dampfschiffahrt zwischen den drei Haupthäfen dieser Küste ins Leben gerufen, zwischen La Guaira, Puerto Cabello und Maracaibo. Puerto-Cabello ist ein ausgezeichnete Hafen. Es liegt 12—15 Meilen weiter westlich ganz flach auf einem Landvorsprung; sein Name „Haarhafen“ soll von der Stille des Gewässers kommen, welche die Schiffe ganz ans Land heranläßt und sie an einem Haar zu befestigen verstatet. Der Verkehr ist hier nicht viel geringer, als in La Guaira, nur in anderer Weise. Das größte Importgeschäft hat La Guaira, hier sind die ersten merkantilschen Häuser, Capitalien und Lagerstätten, häufig mit Zweiggeschäften in Puerto Cabello. Im Exportgeschäft dagegen ist es nur Speditionsplatz, denn die Producte des Innern werden schon in Caracas sortirt, verpackt und verkauft. Umgekehrt Puerto Cabello. Es ist Stapelplatz der zu exportirenden Producte. Die reichsten Provinzen des Landes, die Thäler von Aragua mit ihrem Mittelpunkt Valencia versenden dahin ihre Erzeugnisse, zumal seitdem die Spedition durch Dampfschiffahrt auf dem See von Valencia bedeutend erleichtert ist. Hier sind die Lagerhäuser für die Producte, hier wird der Kaffee erst sortirt, die Ballen Indigo oder Baumwolle geöffnet und nach der zweiten Verpackung erst das Geschäft abgeschlossen. Jeder von den zwei Häfen hat bestimmte Provinzen, die er mit Importen versorgt; gewöhnlich legen die Schiffe erst in La Guaira an und gehen dann nach Puerto Cabello. Endlich Maracaibo liegt ganz isolirt. Sein Handel, gleichfalls meist nur von fremden Häusern unterhalten, hat bedeutend zugenommen; es dient außer den Provinzen Trujillo und Merida

auch den zumal an Cacao reichen Thälern von Cucuta im östlichen Theil Neugranadas als Ausfuhrplatz und führt eben dahin nordamerikanische und europäische Kunstproducte ein.

La Guaira und Puerto Cabello sind aber nicht die einzigen Häfen des kurzen Küstenstriches, wo die Cordilleren in der Ausdehnung der Provinzen Carabobo und Caracas hart am Meere aufsteigen. Diese reich gesegnete Küste zählt außerdem gegen zehn Häfen, zwölf Buchten und eine Anzahl trefflicher Anfergründe, mit dem schönsten Schiffsbaumholz in unmittelbarer Nähe. Nur die zwei erstgenannten Häfen dienen der Aus- und Einfuhr, die übrigen sind deshalb von großer Wichtigkeit, weil sie in der Nähe der Gebirgsthäler, der Sise des tropischen Ackerbaus gelegen, den Productentransport dahin abkürzen und die Weiterbeförderung nach den Haupthäfen erleichtern. Die Milde der Gewässer, die ohne Stürme zu kennen das ganze Jahr hindurch von dem immer gleichen sanft wehenden Nord-Ostpassate bestrichen werden; der dichte Urwald, der, das immergrüne Kleid der schroffen Bergesrüden, stumm und schweigsam auf das bewegliche Spiel der Meereswogen niederschaut; die in der Hitze des Sandbodens am Gestade gedeihenden Palmenwälder mit den nährenden Cocosfrüchten; die dichtbuschigen Cacaopflanzungen in den Thalgründen und Bergspalten, über welchen in lieblichen Cascaden schäumende Gebirgsbäche herabstürzen, drücken dieser imposanten Küstenkette mit all diesen unversteglichen Segensquellen den Stempel frohenden Lebens, üppiger Fülle, jugendlicher Vollkraft auf, und die tiefe Bläue des Himmels, die Heiterkeit der Atmosphäre, der Strahlenglanz der Berge in der festlich geschmückten Landschaft vereinigen das alles zu einem Gesamtbild, das in würdiger, erhabener Weise die Stimmung des staunenden Fremdlings von Norden her vorbereitet zu dem Eintritt in den großen weiten Continent des Südens, welchen die gigantischen Formen der Gebirge sowol als der Vegetation ankündigen. Verlassen wir das enge schwüle La Guaira, wo bei ausbleibender Seebrise alles nach Kühlung lechzt, welche die Nacht selbst versagt, wo in gleichförmigem Wechsel der Geschäfte und Einförmigkeit des Lebens der Geist stumpf wird, und der erschlaffende Körper alle Sorge für sich in Anspruch nimmt, besteigen wir ein rüstiges Saumthier und suchen den Pfad nach den Bergen! Wir vermeiden aber den sogenannten „neuen Weg“, die weniger anziehende, seit 1842 angelegte Fahrstraße. Noch bleiben uns drei Reitwege: zunächst der sogenannte „alte Weg“, den die Spanier gebaut haben. In zahlreichen Windungen schlängelt er sich bald zwischen Felsen, bald am Saume jäher Abgründe nach den Höhen hinan und das aufgerissene Pflaster, auf dem die Hufe der Pferde und Esel viel leiden, gibt Zeugniß, wie die trefflichen Arbeiten der Spanier unter den Händen der jungen Republik in Verfall gerathen sind. In der That, schon im Vorhofe des Landes kündigt sich mit betrübender Wahrheit

der Schlendrian einer schlaffen Verwaltung an. Eine öde Ruine seit dreißig Jahren schaut das Fort von La Guaira, einige hundert Fuß über der Stadt, nach der weiten See hinaus und wahr't nur noch die Signalstange, welche ankommende Schiffe anzeigt. Im Zollhaus herrscht polnische Wirthschaft. Selbst energische Klagen der Kaufleute vermögen beim Gouvernement nicht einen geordneten Geschäftsgang und prompten Dienst durchzusetzen. Und wer sich überzeugen will, wie bei Mangel an Pflege das Beste verwildert, reite nur auf dem alten Wege nach Caracas. In breiten tiefen Wasserrinnen querüber zeichnen Regengüsse ihre Spur; ganz weggespült sind hier und da die Pflastersteine. Aengstlich das Ausrutschen auf dem schlüpfrigen Boden vermeidend, trägt das schweißtriefende Roß seinen Reiter, vorsichtig meidet das herabkommende Lastthier einzelne umherliegende spitze Steine, Schritt vor Schritt bemißt es genau, um sicher aufzutreten, die Weite des Ganges und trippelt bei steileren Stellen mit eingezogenen Hinterbeinen langsam herunter, bald links sich wendend, bald rechts sich bessere Fährte suchend und ermüdet weit schneller in dem Gefühl beengter Scheu vor einem Fehltritt auf dem unebnen Wege, als unter dem Drucke der schwankenden Last. Und dabei fühlt es noch häufig genug den harten Stab des Maulthiertreibers, der in munterem Gespräche mit seinen Kameraden hinterdrein trollt und sich seiner Gsel nur erinnert, um auf zurückbleibende zu schlagen und auf alle zu fluchen.

Die Steigung des Weges beginnt erst in Maiquetia, einem Dorfe eine Viertelstunde westlich von La Guaira. Fast nezt der Schaum der Brandung den Wanderer, zu dessen linker Hütten mit einfacher Thüröffnung, ohne Fenster, dem Meere zugekehrt stehen. Kinder treiben sich mit Kugeln spielend herum, nackt wie sie der Herr erschaffen, farbige Frauen mit schlecht verhüllter Brust tragen ihre Kleinen rittlings auf der Hüfte, so daß die Beinchen sich spreizen, und gruppiren sich auf ebner Erde vor dem Hause zu traulichem Schwagen. Der Ort selbst ist nett und anständig, zählt recht ansehnliche Häuser nebst einer neuen schmucken Kirche und genießt wegen freierer Lage mehr von der kühlenden Seebrise. Rechts auf dem Landvorsprunge, der sich bis zu dem nahen weißgrauen Felsen des Cap Blanco ausdehnt, wiegen sich die Wipfel schlanker Cocospalmen, die urwüchsig schief aus dem Boden entsprossen sich zu einem Wäldchen gruppiren und der Landschaft echt tropischen Anstrich geben. Links versteckt sich nach hinten zwischen den Hitze ausstrahlenden dürren Felsen eine liebliche Thalschlucht; eine üppige Vegetation, kräftige Bäume und dichtes Gebüsch verrathen dort einen Gebirgsbach, der unter ihrem Schatten bald wild rauschend, bald anmuthig plätschernd sich dahin schlängelt. In diesem klaren kühlen Wasser und zwischen glatt gespülten Felsstücken im Schatten der ineinanderverschlungenen Laubkronen unter heimlicher Stille dieser großen Natur sich einsam zu baden, ist in diesem Klima wahre Götterluft.

Die Region des Cactus ist es zuerst, die uns empfängt, wenn wir auf einem der drei Wege von Caracas reiten, von denen nächst dem eben genannten breiteren der eine nur ein schmaler steiler Pfad ist, der Indianersteg genannt, der andere und längste in gleicher Steile über den 6000 F. hohen Galipan führt. Die Glut der Sonne lastet mit aller Macht auf diesen untersten Felsrücken und gibt der Vegetation einen kahlen trocknen Anstrich. Hoch aufstrebende Cactusäulen stehen gruppenweise umher in eintöniger Stimmung und Farbe, untermengt mit andern Gewächsen, die einen dürrn Boden lieben. Wir befinden uns in dem heißen Strich der tierra caliente der heißen Zone. Die Temperatur am Meeresufer beträgt im Durchschnitt 26° R. Sehr allmählig vermindert sie sich nach den Höhen hin. Doch wechselt sie nach örtlichen Einflüssen, und mit ihr auch die Vegetation. Zahl und eintönig, selbst dürftig stellt sie sich dar, wo wegen offner und freier Lage die Glut der Sonne von früh bis spät thätig ist und die von den Felsen ausstrahlende Hitze die Feuchtigkeit der Wolken schnell absorbiert. Da schützt kein Laubdach den Reiter und der steinige trockne Boden glüht unter den Hufritten des Thieres. Wo aber die allezeit erfrischende Seebrise Zugang hat, da ist das Klima frischer, die Pflanzenwelt belebter, und in Klüften und Schluchten, wo Gebirgswasser sprudeln und die Sonne nur wenige Stunden eindringt, da ziehen sich in Schlangenlinien aufsteigend grüne Laubgewölbe längs des verborgenen Baches hin und kräftige Stämme entwachsen dem feuchten Boden.

Mit Lust fühlt sich der Wanderer nach einer Steigung von weniger denn 2000 F. von milderen Lüften umfächelt, doch ist der Uebergang nicht so fühlbar, als wenn er aus den kühlen Gebirgsregionen nach dem Meere herabsteigt. Die Vegetation wird mannigfaltiger, die Farben frischer, der Wuchs großartiger, reicher und üppiger. Aus der Tiefe des Abhanges, an dem er hinreitet, ragen mächtige Bäume mit dichten Laubkronen herauf, welche ihn beschatten und die Aussicht sperren. In fröhlichem Grün umschwanken ihn leichte schlanke Halme zarter Gräser und den Saum des Weges zieren in der Luft schwebende saftstrotzende Lauben — das neckische Kinderspiel lieblicher Schmarogerpflanzen, die in flüchtigem Wuchs sich geschwisterlich umwinden und von Baum zu Baum dicht sich verweben, ihren Schmuck zu erhöhen und zu verdunkeln denjenigen der ihnen als Träger dienenden Bäume. Kostbare Blumen mit allem Farbenschmelz, dessen die Natur fähig ist, prangen mitten im grünen Laube, und gleich Strängen und Schnuren schaukeln die Endfäden im Winde einher. Aber noch mehr betrifft den Wanderer der Anblick hoher kräftiger Riesenstämme, um deren Peripherie sich schwächere Stämme förmlich hinanwinden — wie es scheint, ein Baum umschlungen vom Baume. Aber in Wahrheit sind es Lianen, mit baumähnlicher Rinde und Stärke, von jenem gefährlichen

Parasitengeschlecht, das ohne eigne selbstständige Triebkraft auf Kosten anderer sein Leben fristet. In verrätherischer Umarmung winden sie sich um den unteren Theil des Stammes, erreichen gierig die Zweige und streben von Ast zu Ast schief in die Höhe, also daß sie sich dem Blicke entziehen, und senden schwächere Triebe wieder nach unten, die steif und starr quer durcheinanderhängen. Der Kampf würde gar nicht so ernsthaft scheinen, starrten nicht an einzelnen Stellen Baumstümpfe mit entblätterten Nestern, Gespenstern gleich, kahl in die Wildniß hinaus. — Nur langsam setzt hier der Fremdling seinen Weg fort, seine Aufmerksamkeit wird allenthalben gefesselt, er fühlt sich in einer neuen schönen Welt, und seine Stimmung erhöht der Zauber, welchen der tiefblaue Himmel, durch das in der Sonne goldblitzende Laub hindurch sichtbar, hervorbringt. Und nähert er sich erst in der Tiefe der Schlucht einer Cascade, deren oberste Wasserschicht von der Frühsonne beschienen, „gleich Diamantensfunken bligt“ (Worte der Bewunderung von einem einfachen treuherzigen Bergbewohner, der uns auf einem Ausfluge als Führer diente), so erschließen sich auf einmal alle die geheimsten Reize einer tropischen Halbwildniß. Unter dem Zusammenwirken aller Bedingungen größtmöglicher Fruchtbarkeit entfaltet sich dort das Kleid der Natur in allen Farben und Tinten, in allen Formen von der zarten Mimose bis zum seidenartigen Riesblatt des segensreichen Pisang. Hier ruht er im Schatten eines immer noch jugendkräftigen Veteranen, gestützt auf einen Felsen am Rande des Wassers, in dessen Klarheit die Farbenpracht der Pflanzen sich spiegelt, und horcht dem Rauschen des Sturzes und lauscht dem Geschwirr der lebensfrohen Insekten, indes sein ermattetes Thier sich an der frischen Quelle labt. Wunderbar schöne und große Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume, und fremdartige Käfer mit tausendfach schillernden Flügeldecken nähren sich mit Behagen an saftreichen Blättern. Nichts stört die Harmonie seiner Empfindung, eine tiefe lautlose Stille umgibt ihn, und in stummem Entzücken weilt sein Auge auf der engen und doch so unerschöpflich reichen Naturscene. Voll von diesen Eindrücken, setzt er den Fuß wieder in den Steigbügel, unmerklich hat er schon mehr denn 3000 F. Höhe erreicht, der beschattete Pfad führt ihn immer in Windungen weiter hinan, kühlende Nebelwolken, die flüchtig vorüberziehen, umfassen ihn auf kurze Momente — da auf einmal sieht er sich aus dem Waldesdunkel in den hellen Schein des Tages versetzt, und dem erstaunten Blicke öffnet sich das weite, weite Meer, dessen Wellenschlag ihm die schäumende Brandung verräth; geblähte Segel führen seinen Geist wieder hinaus in die Ferne, von wannen er gekommen, und in stolzem Bewußtsein sagt er sich: Du bist in der That auf dem festen Boden der neuen Welt. Sein Blick verfolgt die Buchtenkrümmungen des Meeres, als kleine Häusergruppen erscheinen ihm La Guaira und

Maiquetia, aus der flimmernden Atmosphäre der Küste ahnt er die Schwüle des Gestades, der er sich glücklich enthoben weiß, und zu seinen Füßen ziehen Wolken, die in fortwährend sich wandelnder Gestalt bald plötzlich verschwinden in schnellem Zerfetzungsproceß, bald zu dichten Ballen sich zusammenziehen. Zu beiden Seiten erheben sich jenseit schroffer Abgründe wellenförmig grüne Bergrücken und lenken seinen Blick wieder zu den waldigen Höhen, die er noch vor sich hat. An einzelnen Stellen ist die Waldung ziemlich gelichtet, die Bäume sind gefällt, und der Boden trägt hie und da Spuren von Feuer an sich, das man zur Urbarmachung angewendet hat. Auf dem „alten Wege“, dem gewöhnlichen Reitwege und der immer noch benutzten Communicationsstraße für Waaren, kann der Reisende sich und sein Thier erquicken in einer Hütte unterhalb der von Humboldt besuchten Venta. Aber auf dem Indianersteig erfrischt ihn höchstens der Trunk, den ihm einer von jenen gefälligen Bergbewohnern reicht, die mit geringen Bedürfnissen zufrieden und harmlos unter ihren Familien leben. Eine einfache Hütte mit Pisangblättern gedeckt ist ihre Wohnung. Zerstreut umher liegend zeigen sich mehre solcher Ranchos, oft auf steilen Abhängen. Das vorgestreckte Dach, auf Holzpfosten ruhend, spendet Schatten; einige große Steine dienen als Herd, und eine bescheidene Pflanzung von Gemüse und Pisang umgibt das Häuschen. Dies und ein paar Esel nebst Federvieh sind der ganze Reichthum dieser Glücklichen, und doch spenden sie gern dem Fremdling von ihrer geringen Habe.

Schon empfangen den Reisenden kleine Kaffeepflanzungen, die in Gebirgshöhe von mehr denn 4000 F. an freier Sonne gedeihen, ohne des schirmenden Schattens des hohen Bucare zu bedürfen; und selbst mehr denn 5000 F. hoch bewundert er Palmenwälder, die mit andern Bäumen untermischt diese überragen und frei und lustig ihre stolzen Kronen zur Schau tragen. So ist der Wanderer aus der heißen Zone in die gemäßigte eingetreten, die schon unter 2000 F. beginnt, und hat sie beinahe bis zu ihrer oberen Grenze durchschritten. Die Milde der Mittagswärme läßt ihn auf nicht zu kühle Nächte schließen, europäische Gemüse und ein einzelnes Nadelholz, das er zu seiner Ueberraschung hier entdeckt, lassen ihn ahnen, daß so gesunde Luft, so gleichförmige Atmosphäre und so ergiebiger Boden die wahre Segensstätte für den nordischen Anstiedler ist.

Und so hat er, auf der Höhe angelangt, schon im Vorhof dieses großen Landes, gleichsam compendiarisch die Oberfläche desselben, bis auf die südlich jenseit des Gebirges gelegenen Ebenen des Orinoco mit ihren reichen Viehweiden, überschaut, seinen Charakter in großen allgemeinen Zügen erkannt, und rüstet sich, seinen Schritt abwärts zu lenken. Aber auf günstigem freigelegenen Punkte macht er noch einmal Halt: da steht er und erblickt sich auf freiem Gebirgsscheitel, von reinen, ätherklaren Lüften umweht, die seine

Brust heben und seine Seele erquickten, mitten in tropischer Zone, unter einem blauen südlichen Himmel, wo die Sonne hoch steht im Zenith; die Fesseln irdischer Kleinlichkeit entfallen ihm, er empfindet groß und tief. In gehobener Stimmung schaut er noch einmal zurück: unter ihm breitet sich das weite Antillenmeer, das Meer des Columbus aus. Große geschichtliche Erinnerungen tauchen im Grunde seiner Seele auf — und im Gesamtgefühl dessen, was seine mehrstündige Wanderung ihm erschlossen, mehr noch dessen, was sie ihm von diesem reichen Lande hat vorahnen lassen, wendet er seinen Blick nach vorn — und welcher Anblick öffnet sich ihm da: zu seinen Füßen tief unten quervor ein lachendes Thal, am westlichen Ende von großen Häusermassen besetzt, es ist die Hauptstadt Venezuelas, Caracas und jenseits hintereinander sich aufthürmende Bergketten, theils kahl, theils mit Vegetation, in massenhaften Formen, mit wellenförmigen Fronten und rundlichen Granitkuppeln. Der erstaunte Blick schweift nach allen Seiten weithin über einen beträchtlichen Theil des Binnenlandes, ein Lichtmeer ergießt sich über die Landschaft, die erhobenen Stellen glühen im Schein der sich neigenden Sonne, kühle blaue Schatten unterbrechen sie in den Vertiefungen, und unsagbar schön umfängt die majestätischen Berggipfel ringsumher die feuchte Klarheit des blauen Horizontes, in dessen Tiefen das trunkene Auge sich nimmer satt zu sehen vermag.

Dies ist der Gruß, mit dem die Natur den europäischen Ankömmling bewillkommt. Glücklicher Sohn des Nordens, der, nach den Paradiesen des Südens einen empfänglichen Sinn, ein offenes Herz mitbringt. Ungekannnte Reize weihen ihn zum Genuß einer höhern, schönern, jungfräulichen Natur, die in ewig neuem Gewand lebenathmend in tausend Sprachen zu ihm redet und ihn im Geiste das Jugendalter der Menschheit nachfühlen läßt, zu dessen Ahnung die bloß traditionelle Idee ihn nie aufzuschwingen vermocht hat.

Der französisch-portugiesische Streit.

Das Benehmen der französischen Regierung in dem Streit mit Portugal über die Aufbringung des Charles Georges hat die allgemeinste Entrüstung hervorgerufen; man sieht in dem Zwang, den die Großmacht einem kleinen Staat anthut, einen Act brutaler Gewalt, wo das stat. pro ratione voluntas seine volle Anwendung findet. Wir sind nicht geneigt, das Verfahren der kaiserlichen Regierung in Schutz zu nehmen. Wie auch die Streitfrage liegen mag, die Behandlung derselben ist un-